

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

24.5.1931 (No. 21)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 21



24. Mai 1931

Friedrich Hindenlang / Karl Hesselbacher

Zwei badische „Dichterpastoren“ haben vor 60 Jahren im Bonnemont das Licht der Welt erblickt: Otto Frommel und Karl Hesselbacher. Beide sind durch ihr Schrifttum in ganz Deutschland bekannt geworden. Beide wurzeln, vor allem durch ihr pastorales Wirken, fest im badischen Heimatboden. Beide verdienen es, daß ihnen die Heimat einen Maiblumenstrauß schickt, zum 60. Geburtstag, mit dem der Herbst des Lebens beginnt. Und da beide eine Zeitlang predigend und dachtend hier in Karlsruhe gehaust haben, dürfen wir Karlsruher nicht in der Menge der Glückwünschenden fehlen.

In der „Pyramide“ ist „das literarische Gesicht Frommels“ kürzlich gezeichnet worden. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, neben dieses Gesichtsbild, das Hesselbachers zu stellen und beide Bilder miteinander zu vergleichen, wie es Literaturhistoriker lieben, die Eigenart eines Schriftstellers durch den Vergleich mit anderen festzustellen. Zwei Unterschiede treten bei der Vergleichung sofort hervor: Hesselbacher ist in seinem Schrifttum mehr als Frommel der evangelische Pfarrer, und Hesselbacher ist der vollstimmlichere, er steht dadurch einem Emil Frommel näher als der, der seinen Namen trägt.

Zuerst ein kurzes Wort über Hesselbachers Persönlichkeit. Wie ein sonniger Maimorgen, an dem auf allen Gräsern Taurospäule glitzern, muß seine Jugendzeit gewesen sein. Die kleine Dorfwelt, in der nicht täglich tausend und tausenderlei Dinge am Kindesauge vorüberhüben, in der eine Kindesseele schauen und staunen lernt und die Phantasie geweckt wird, ein ländliches Pfarrhaus als geistiger Mittelpunkt dieser kleinen Welt mit seiner Idylle, die allerdings auch manchmal getrübt wird, wenn harte Köpfe aufeinander stoßen, das war die Jugendwelt Hesselbachers, von ihm selbst in seinem Buche „Mit güldenen Waffen“ geschildert. Hesselbachers Vater war eine scharfgeprägte Persönlichkeit, voll Geist und Temperament; auf seine Wahrheitsprüche achtete der Sohn und sammelte sie; wie oft greift Hesselbacher in das Schatzkästlein, das diese Worte voll Weisheit birgt, um Altes und Neues hervorzuholen und seine Leser damit zu beglücken. Neben dem Vater stand die stille, gemütsreiche Mutter, die von ihrem Vater die Kunst des Erzählens geerbt hatte und diese Kunst wieder auf den Sohn vererbte. Und dann der Kreis der geistig sprudelnden Schwestern, die auf den „großen Bruder“ stolz waren, wenn sie schauten, wie er wegsicher und kraftbewußt seine Schritte machte. Wer die Eltern Hesselbachers gekannt hat, auch in ihrer großen Verschiedenheit, der versteht es, wie der Sohn von Haus aus ein vielseitiger Mensch wurde, bestimmt, auch Verschiedenartiges, ja Auseinanderstrebendes in sich zu vereinen und zu einem harmonischen Zusammenklang zu führen. Ich habe wenige Menschen kennen gelernt, die so vielseitig sind und zugleich so wegsicher wie Hesselbacher. Wir konnten oft seine Kühnheit bewundern, mit der er sich zu Wort meldete bei der Aussprache über einen Gegenstand, der uns ferne lag; und siehe, er redete als ein Sachmann und Sachkennner. Wo wir verstummten, weil wir Zeit brauchten, um ein Wort innerlich zu verarbeiten, konnte er schon dazu reden, weil seine Verstandeschärfe eiligst die Sache durchdrungen hatte. Mit der gleichen Schnelligkeit erfaßte er die Menschen, die seinen Weg kreuzten, bis ins Innerste eindringend, dadurch besonders dazu begabt, Menschen zu schildern. Und wie hätte er das Zart-

innige einer Menschenseele schildern können, wenn es nicht in seiner Seele einen stillen Raum gehabt hätte? Und dann steht vor uns der Mann mit dem starken sozialen Sinn, der sich temperamentvoll für die Sache der kleinen Leute einsetzte. So kannten wir Karlsruher ihn aus den mancherlei Begegnungen mit ihm, der oft und gerne hier in die Doffentlichkeit trat, sogar im politischen Leben.

Karl Hesselbacher wurde Theologe. Dank seiner vielseitigen Begabung standen ihm viele zukunftsreiche Wege offen. Er konnte nur den Weg wählen, der ihn zu dem nach seinem Urteil höchsten Berufe führte, zu dem des evangelischen Pfarrers. Dabei blieb er immer der wissenschaftliche Theologe, an seiner wissenschaftlichen Weiterbildung arbeitend, alle ihre Wandlungen verfolgend, in seiner eigenen Entwicklung nicht stillstehend, sondern selbst sich wandelnd. Das wissenschaftliche Stoffgebiet, das ihn besonders zur Bearbeitung reizte, war das der praktischen Theologie, die den Theologen zum Pfarrdienst schulen muß. Als Dorfpfarrer beschäftigte er sich besonders mit der Frage der Gestaltung der Dorfpredigt und mit der Frage der Seelsorge in der Dorfgemeinde.

Den Karlsruhern wurde Hesselbacher als Geistlicher schon in der Frühzeit seines pfarrlichen Wirkens bekannt: in den Jahren 1897 und 1898 war er Stadtvikar im Osten der Stadt. Im Jahre 1905 wurde er der erste Pfarrer der von der Westpfarre abgezweigten Neuwestpfarre, die heute den Namen „Markuspfarre“ führt. Im Jahre darauf siedelte er als Pfarrer der Südpfarre in die Südstadt über, mit mir zugleich eingeführt. Vierzehn ganze Jahre hat er in seiner Vollkraft der Karlsruher Gemeinde gedient; und unter diesen 14 Jahren waren die auch für einen Dabeingeblichenen so schweren Kriegsjahre.

Als Prediger gewann er schnell eine große Personalgemeinde aus allen Bevölkerungsschichten, so daß viele den Weg in die ihnen sonst so fernliegende Südstadt suchten; er gewann sie durch die klare Gedankenführung, durch den Bilderreichtum und poetische Feinheit der Ausdrucksweise, durch den sozialen Einschlag seiner Verkündigung, die durchaus nicht bloß einen ästhetischen Genuß bot, sondern die Herzen ergreifen wollte, um sie zu Christus zu führen. Sein Ruf als eines hervorragenden Predigers ist bald weiter gedungen, so daß er einer der am meisten gerufenen Festprediger wurde. Von seiner Predigtkunst legt neben seinen „Dorfpredigten“ ein im Jahre 1927 erschienener Predigtband „Herr, auf dein Geheiß“ Zeugnis ab.

Als Religionslehrer wirkte er zur Zeit von Hermann Dejer an dem Prinzeß-Wilhelmstift, der Lehrerinnenbildungsanstalt, die auch den Neuerungen zum Opfer gefallen ist. Viele Lehrerinnen gedenken dankbaren Herzens seines Unterrichts.

In dem Festbuch, das zum 60. Geburtstag Hesselbachers erschienen ist, erinnert Pfarrer D. Jaeger, Hesselbachers Nachfolger in der Neuwestpfarre, ihn an die Arbeiterdiskussionsabende, in denen beide durch Vorträge und Aussprachen versuchten, Arbeiter für Christus und die Kirche zu gewinnen. In seinem Abschiedswort hat der von hier scheidende Hesselbacher es schmerzlich bezeugt, daß sein heißes Wollen im Großen auf zu große Widerstände stieß. Heute haben wir die religiös-sozialistische Bewegung...



Seine Hauptkraft aber widmete Hesselbacher hier dem Aufbau des kirchlichen Gemeindelebens in der Südstadt. Das war eine schöne Zeit, da wir, zwar grundverschiedene Menschen, aber einträchtiglich auf das gleiche Ziel schauend, miteinander wirken durften. Mit Staunen sahen damals die anderen Stadtkreise auf die Südstadt, in der sich ein reiches geistiges Leben gestaltete, und mancher Künstler freute sich, etwa an den Musikalischen Abenden mitwirken zu dürfen. Und wie dankbar waren die Südstadtkreise, zumal wenn sie zuweilen selbst produktiv sein durften. Es war eine schöne Zeit, an die wir beide oft zurückdenken.

Der kirchlichen Landesgemeinde leistete Hesselbacher große Dienste, vor allem durch die erfolgreiche Leitung des Landeskirchengefangvereins, dessen 50jähriges Jubiläum vor kurzer Zeit wir miterleben durften. Von seinen kirchlich-liberalen Freunden, zu deren Führern er zählte, wurde er auch in die Landes Synode als Abgeordneter entsendet. Um seiner wissenschaftlichen Arbeit willen setzte ihm die Heidelberger theologische Fakultät den Doktorhut auf und die Kirchenleitung ernannte den Leiter des Landeskirchengefangvereins zum Kirchenrat.

\*

Vom Schriftsteller Karl Hesselbacher ist vor allem die Rede, wenn sein Name genannt wird. Es ist eine große Reihe Schriften, welche nach Angaben der Deutschen Bücherei in Leipzig das Festbuch zu Hesselbachers 60. Geburtstag verzeichnen. Sachlich geordnet, zeigt die Reihe an ihrem einen Ende die schon genannten Predigtbücher und theologischen Veröffentlichungen, auf der anderen Seite Vorträge über die Dorfheimat und zunächst das Buch „Silhouetten neuerer badischer Dichter“, eine neuzeitliche badische Literaturgeschichte. Dieses Buch erschien in der von der Karlsruher Vereinigung „Heimliche Kunstpflege“ herausgegebenen Schriftenreihe „Baden, seine Kunst und Kultur“. Jene von einem kulturellen Hochstand zeugende Vereinigung, die zuerst von Albert Geiger, zuletzt von Hesselbacher geleitet wurde, ist längst

verschwunden. Hesselbachers Buch zeugt von seiner Gabe, sich in die verschiedensten Dichterpersönlichkeiten zu versenken, ihre Eigenart zu erfassen und kunstvoll darzustellen. Zwischen dem Predigtbuch und dem Silhouettenbuch stehen die vielen Erzählungen und daneben die vielen kleinen Schriften, die für eine Massenverbreitung bestimmt sind. In seinen Erzählungen ist Hesselbacher einer unserer bedeutendsten Volksschriftsteller, ausgezeichnet in der Kunst, allerlei Leute, große und kleine, problematische und ganz unproblematische, auch im Innerlichsten zu schildern; denn nicht bloß der Künstler führt die Feder, sondern zugleich der scharfsinnige Psychologe und vor allem die unbegrenzte Menschenliebe, die alle, auch die Irrenden, und ganz besonders die, welche im Schatten stehen, umfaßt. Ein unerreichter Meister ist Hesselbacher vor allem in der Kunst, irgend einen großen Gedanken oder ein großes Wort durch eine Geschichte zu illustrieren. Alle seine Betrachtungen über irgend ein Sonntagswort aus der Bibel werden unter seiner Feder zu Geschichten, die durch ihre Anschaulichkeit hundertmal wirksamer sind als die geistreichsten Abhandlungen. Um dieser Kunst willen wird Hesselbacher oft aufgefördert, eine erzählende Flugschrift zu schreiben, weil seiner so wie er zugleich mit glänzendem Stil und Eindringlichkeit eine Zeitfrage behandeln kann — vom christlichen, evangelischen Standort aus. Er ist überall der überzeugte evangelische Christenmensch, der auch in seinem Schrifttum nichts anderes sein will als auf der Kanzel: ein Zeuge Christi und seines Evangeliums.

Hesselbacher schrieb für das Volk, zuerst für das Volk im Dorfe. Seine Schriften sind ins Volk gedrungen. Jedes neue Büchlein wird von Unzähligen, die ihn verehren und lieben, freudig begrüßt.

Zu seinem 60. Geburtstag werden viele dankbaren Herzen ihn grüßen und ihm wünschen, daß ihm ein sonniger und fruchtbarer Herbst des Lebens beschieden sei. „Dein Alter sei wie deine Jugend!“

## Karl Hesselbacher / Aus goldenen Jugendtagen

### Erinnerungen an meine Karlsruher Vikarszeit.

Kurz nach Weihnachten 1896 kam ein Brief nach Schwetzingen, wo ich Vikar war, an mich. Von Oberhofprediger Helbing. „Sie sind zum provisorischen ersten Stadtvikar nach Karlsruhe ernannt. Ich bitte Sie, bei mir vorüberzukommen, damit ich mit Ihnen das Nähere besprechen kann.“

Das Wörtlein „provisorisch“ war ein bitterer Tropfen in diesem Freudenkelch. Es sah nicht verheißungsvoll aus. Ein paar Monate in der Residenz und dann wieder das Bündel schnüren — wer weiß wohin? Aber was hilft langes Fragen? Man ist befohlen — und man gehorcht. Das war uns damals selbstverständlich. Bei den Leibgrenadiereu hatte ich das Folgen ohne Mühen gelernt.

Der damalige „erste Stadtvikar“, Vicentiat Kühner, war zum Pfarrverwalter an die Stelle von D. Zittel ernannt worden. Wenn diese Pfarrstelle an der Stadtkirche besetzt wäre, sollte er wieder in seine Vikarstelle zurücktreten. Und so lang sollte ich ihm den Stab halten.

Das sah mir Helbing in sachlicher Nüchternheit aneinander. Aber dann, als das Sachliche vorbei war, kam das Väterliche. Der scheinbar so strenge und trockene Mann hatte ein goldenes Herz. Manche Leute haben davon nichts gemerkt. Mir zeigte sich dies Herz eines feinen Gemütes schon damals beim ersten Besuch. „Haben Sie schon eine Wohnung?“ Ich verneinte. „Ich weiß eine sehr schöne. Gehen Sie dort hin! Zwei Damen werden Sie betreuen, und Sie werden es gut haben!“ Wo die sei? Nowadsanlage 7, Fräulein Anna und Luise Döll. Ich schaute ein wenig ängstlich drein. Ob ich auch zahlen könne? Er guckte mich eine Weile an, ob mir das Ernst sei? Ja, der Gehalt eines Stadtvikars war damals kein Rieseneinkommen. Mit 150 Mark pro Monat mußte man ein guter Rechner sein. „Gut gewohnt, ist halb gelebt“, sagte Helbing. „Gehen Sie dorthin und grüßen Sie von mir! Sie werden es nicht bereuen!“ Nun hatte ich noch ein Anliegen auf dem Herzen. Etwas zögernd rückte ich heraus: „Ich habe mir ein Fahrrad angeschafft. Darf ich das hier benutzen?“ Er legte seinen Zeigefinger an seine Nase, wie er allemal dann tat, wenn er sich über etwas besann, das ihm noch nicht vorgekommen war. Schließlich kam ein fröhlicher Schein in seine Augen: „Nadelnde Vikare sind ein Novum. Das ist wahr. Aber schließlich — wenn Damen radeln, warum sollen Vikare nicht radeln? Radeln Sie getrost!“ Damit war ich entlassen.

Ich ging in die Nowadsanlage. Die guten Damen nahmen mich sehr herzlich auf. Helbing war der Pfarrer ihrer Familie. Wen der schickt, der muß wohl „gut“ sein. Und nun die heikle Frage des Preises. Ich rückte gleich damit heraus, daß ich nicht über unbeschränkte Erdengüter verfüge. Wieviel ich denn zahlen könne? Ich nannte den höchsten Preis, den ich glaube verantworten zu können. Sie zogen sich in ihr Wohnzimmer zurück und flüsterten miteinander. Dann kamen sie wieder: „Es ist freilich weniger, als wir gerechnet hatten. Aber wir möchten Sie doch bitten, bei uns zu bleiben!“ Und wie treuherzig ihre Augen! Wie fein ihr ganzes Wesen! Mir ward heimlich zu Mute. Da ist gut sein — ich bleib. Und wie schön war's dort! Ein breites,

hohes Zimmer, in das eine Meerflut von Sonne stieß. Ein Balkon vor der Mitteltür. Daneben ein köstliches Schlafzimmer, in dem man sich nicht bloß aus- und anziehen konnte, sondern in dem man seine gymnastischen Übungen machen konnte. Das Frühjahr kam. Drunten im Nowadsgarten blühten die Pfirsiche, der Heder, der Hollunder. Man sah hinüber zum — damaligen — Messegelände. Bäume grüntem. Vom Stadtpark her kamen die weichen Wellen der fernem Musik. Der Blütendunst floß in zarten Bogen köstlich durch die offene Balkontür. Wie war das alles Licht, Seligkeit, Freude! Und die beiden Damen waren die Herzlichkeit selbst. Sie hatten Mutterhände und umhagten ihren Mieter mit tausend Freundlichkeiten. Eine Freundschaft bildete sich, die durch das ganze Leben standhielt. Die jüngere der beiden war sehr viel leidend — sie war ein tief innerlicher Mensch; die Gedankten, die aus der Tiefe ihres fragenden Gemütes kamen, flogen bis zu den letzten Höhen. Und ein Fragen nach den heiligen Kräften, mit denen das Leben gemeinert und verklärt wird, ging durch das stille Frauenleben. Sie besuchte meine Wochengottesdienste, die ich in der kleinen Kirche alle Donnerstage, nachmittags um 5 Uhr, zu halten hatte. Dort saß sie allemal am selben Fleckchen unter der kleinen Juhörerschaft. Vieles, was ich sagte, war ihr zugehört. Und es spannten sich lange Gespräche daran, in denen sie ihre Kritik über meine Worte nicht sparte. Eine sehr starke Befruchtung meines ganzen religiösen Weiterdenkens ist von jenen Gesprächen hervorgegangen.

Es war anfangs eine sehr unscheinbare Tätigkeit, die ich zu vollbringen hatte. Gottesdienste in der kleinen Kirche, allermeist Sonntag nachmittags um 4 Uhr, Wochengottesdienste, Besuche im Krankenhaus, das noch am Videllplatz lag. Man war ein ganz kleines Rädchen an dem Wagen des kirchlichen Lebens. Aber es bleibt mir unvergessen, wie die Frau des Prälaten Schmidt bei meinem Besuch in ihrem Haus mich tröstete. Der Prälat sagte etwas lächelnd: „Sie werden hier in der Demut geübt werden“, und als die Frau Prälat mein erschrockenes Gesicht sah, sagte sie in ihrer einfachen gütigen Weise: „Ich habe eine Näherin, die am Sonntag nachmittag in die kleine Kirche zu gehen pflegt, weil sie morgens ihren Haushalt besorgen muß. Sie ist ja die ganze Woche in Kundenhäusern und da bleibt ihr vieles liegen. Die ist so dankbar für alles, was ihr die jungen Herrn in der Nachmittagspredigt geben!“ Damals ist es mir gewesen, wie wenn eine gute Mutterhand sich in meine Hand lege. Und der Gedanke, gerade den „Ganz-Kleinen“ dienen zu dürfen, ist mir besonders groß und heilig geworden. Als ich später auf dem Dorf über die Art nachsann, wie man ganz schlichten Menschen die großen Wahrheiten des Evangeliums predigen könne, ist mir die geistige Schule in der „kleinen Kirche“ sehr wertvoll geworden. Mit großen Gedanken war da nichts zu machen, aber mit der herzlichsten Liebe, die zu der harten und schwereren Wirklichkeit im Leben der Mühseligen und Beladenen hingehört und zu helfen sucht, so viel sie kann.

Etwas vom Herrlichsten in der Karlsruher Zeit war der Freundeskreis, in den ich hineinkommen durfte. Moritz Hecht, der geliebte Jugendfreund aus dem Blankenlocher Pfarrhaus, mit



seinem „großen Geist im kleinen Haus“, mit seiner gründlichen, volkswirtschaftlichen Bildung, aus der er uns Geistlichen vieles zuschießen ließ, seinem köstlichen Humor, seinem liebenswürdigen Wesen und seiner warmherzigen Treue. Wilhelm Ziegler, mein späterer Schwager, damals schon der „Seelsorger“ von genialstem Zuschnitt, der Helfer und Sorger der Kleinen, mit seinem strahlenden Auge, aus dem nichts blühte als Freude und Glaubensmut, der volkstümliche Prediger, zu dessen Kanzel in der Johanneiskirche abends um 8 Uhr Hunderte kamen, die nicht Gelehrsamkeit suchten, sondern das Bekenntnis einer anima vera christiana. Karl Bauer, der spätere Münsterer Professor, gelehrt, von ungeheurem Fleiß, tiefgründig, ein Kritiker und Forscher, dessen Worte einem manchmal trafen wie Pfeile, „mitten ins Herz“. Und — Otto Frommelt! Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er in unserer Mitte erschien. Ein paar Wochen zuvor hatte er in der „kleinen Kirche“ vor Helbing eine Art von Probepredigt zu halten gehabt. Man wußte unter uns Jüngeren, daß er Hofvikar werden sollte. Eine neu gegründete Stelle, unter der wir uns nichts Rechtes vorstellen konnten. Ich konnte jene Probepredigt nicht hören. Aber eine meiner Zuhörerinnen, die mit gütiger Freundlichkeit zu allen meinen Predigten kam, erzählte mir davon. Als ich sie fragte, wie er denn gesprochen habe, sagte sie sehr überzeugend: „Hochgelehrt!“ Ich hatte Frommelt schon auf der Universität in Heidelberg kennen gelernt. Aber wir waren uns damals fremd geblieben. Als er zu uns kam, war er so ganz, ganz anders als „hochgelehrt“. Ein Sonnenjüngling! Um die hohe schmale Stirn stoben hellblonde Locken. Lichtblaue Augen blickten, ein seiner Schnurrbart kränzelte sich über der Oberlippe. Das Bild eines schönen Jungmanns! Umzaubert von dem Namen „Frommelt!“ Emil Frommelt, der in Karlsruhe Unvergessene, stand unsichtbar hinter ihm. Und etwas von dem Unbeschreiblichen, was durch Emil Frommelt gewebt hatte, jene Verbindung von Künstlertum und Frömmigkeit, von Weltstoffheit und Mystik, gewinnen der Herzensfreundlichkeit und vornehmster Anmut. — war Otto Frommelt's Wesensart. Er erzählte uns in schlichter Bescheidenheit, daß er ein Bündchen Gedichte veröffentlicht habe. „Wandern und Weilen“ heißt es. „Was mag das sein?“ dachte ich, etwas skeptisch. Aber dann las ich — und mein Herz schwoll. Welche Welt der Schönheit tat sich auf! Vom Wald, dessen Moose Goldfächerlein in den Haaren tragen, vom Großmütterlein, dessen brauner Kuchen den Knaben labte, von dem Redegeist, den sich der Dichter einfügt und auf dessen Sattel er durch die sonnensüammernde Welt reitet, von dem Lichtspeer, der über Böcklins „des Marmorhaus am Meer“ zuckt. Und vor allem von seinem Mitleiden unter den Nöten der großstädtischen Arbeiterwelt, mit ihren blaffen Kindern und zusammengebuckelten Frauen — und der Ruf des jungen Predigers: „den alten Christus der neuen Zeit!“ Da sprang Poesie, die einte Schönheit und Geist. Aus der kam der Hauch einer starken Männlichkeit, die in die Zukunft schritt als ein Kämpfer für Gott und Gottes Reich. Eroberungsfreudig und eroberungssicher. Diesen Dichter Tag um Tag um sich haben, dünkte mich ein Glück, das ich um nichts anderes mehr eintauschen wollte!

Er wohnte in meiner ehemaligen Wohnung in der Nowack-Anlage, die ich hatte aufgeben müssen, weil ich zum Stadtvikar der Düstadt ernannt worden war und in die Düstadt — Kaiserstraße 44 — ziehen mußte, aus dem Idyll in den Kärm, aus der Weite in die Enge. Aber zu trefflichen Leuten, die mich wader und treulich umforgt haben und deren bürgerliche Redlichkeit und Gerechtigkeit mir wohl tat. Es zog mich aber immer wieder in die Nowack-Anlage zurück. Dort sah dann Otto Frommelt am Klavier und spielte Beethoven. Sein Spiel war die Offenbarung des Geistes. Und vor mir stieg der Titan der Musik in seiner göttlichen Herrlichkeit auf. Es war damals das Karlsruhe der Mottl, Reihac, Werhauer, Nebe, Blank. Die Symphoniekonzerte, zu denen auch unser Heidelberger Wolfrum kam! Der „Ring des Nibelungen“! Die „Bauberslöte“, „Fidelio“ — das dursteten wir Zwei, Otto Frommelt und ich, gemeinsam in uns aufzunehmen. Bescheidenlich auf dem „Tuchel“ saßen wir, und unsere Herzen gingen in den Gefilden der Seligen. Uns führte alles, was wir

erlebten, in die letzten Geheimnisse des Ewigen. Wir lauschten dem Herzschlag Gottes in den Offenbarungen seiner begnadeten Menschentöchter. Und wollten dies alles, was wir erlauschten, in die Welt tragen mit der Feuerzunge unserer Verkündigung.

Frommelt's Predigt hörte ich, so oft ich konnte. Ich saß in der Schloßkirche in einer der Logen, in denen die Kirchengemeinderäte zu sitzen pflegten. Der Freund war nicht immer begeistert von meiner Zuhörerschaft. Ich war ein herber Kritiker. Gerade weil ich von dem jungen Prediger ganz Großes erwartete, jagte ich ihm meist weniger von dem, was mir gefiel, als von dem, was mir zu fehlen schien. Er war von Hunderten und Aberhunderten geliebt. Sein Gottesdienst war künstlerisch, von dem ersten Gang an den Altar und der tief sinnigen Art, wie er die Gebete sprach, bis zu dem letzten Satz in seiner Predigt. Die Offenbarung einer Natur, die im Schönen geboren war und im Schönen zu Hause geblieben war. Wer hätte daran gedacht, daß über dies junge Haupt schon so viel Weh gekommen war! Der Tod der beiden Eltern — als er mir einmal las, wie er nach dem Begräbnis des Vaters mutterseelenallein in sein Haus zurückkehrte und den Schlüssel in das Schloß steckte mit dem Gedanken: Verwaist! Verödet! wußte ich, was er gelitten hatte. Aber davon wußte niemand als die Allernächsten! Auf der Kanzel und im Umgang mit den Menschen war er der Mann der heitersten Lebensbejahung. Zukunftsfroh und gegenwartsfelig. Die Sprache des Predigers war wie geschliffener Kristall. Ich entsinne mich noch einer Schilderung der Goldbandlitie im Park seines Schwagers zu Brannenburg: das war leuchtende Poesie. Und so deutete er das Leben in Christus! Ein wunderbares Entfalten des Innersten und Innerlichsten unter der ewigen Sonne, die der Menschenwelt in Christus aufgegangen ist! Kein Wunder, daß die Herzen unter diesen Worten sich aufstauten, und daß es vielen war, als seien sie der Erde entrückt und in eine himmlische Welt getragen.

Das Schönste in unserer Freundschaft war der Gang nach Ettlingen. „A Ettlinge!“ pflegte er mir gewöhnlich zu sagen, wenn wir uns vom gemeinsamen Mittagessen erhoben. Und abends, wenn des Tages sehr reichliche Arbeit getan war — als Vikar des riesenhaft arbeitenden Pfarrers Mühlhäuser hatte ich ein gerüttelt und geschüttelt Maß von Arbeit zu tun! — und wenn freundlich die niedergehende Sonne die fernen Gipfel der Albtalesberge rötete, führte uns das Bähnle nach der blühenden Waldstadt hinüber. Dann wanderten wir, von dem Schleiergespinnst der aufsteigenden Dämmerung wohligh umhüllt, in die Wälder, und die Herzen latsen sich auf. Wir spannen unsere Gespinste von der kommenden Arbeit im Amt und in der Landeskirche. Pläne stiegen auf, riesengroß. Eine neue Welt, für die wir uns erschließen wollten! Dampfendes Ackerfeld im Frühlichtschein, über das wir unsere Pflüge ziehen würden und das auf die Saatkörper aus unserer Hand warte. . . . Und die Gestalten der Großen schritten uns zur Seite, Platon und Goethe, Hölderlin und Novalis, Hebbel und Kleist, Kant und Fichte, Luther und Bismarck. Alles, was wir lasen, wurde ausgetauscht. Waffenschmiede für die kommenden Tage!

Und dann saßen wir oben auf der „Wilhelmshöhe“ bei bescheidenem Mahl, Rosen rankten um uns und dufteten in den weiten Gürtel der Dichter zu unseren Füßen, und unsere Blicke gingen nach dem dunklen Rand der Rheinebene, die von dem Sternenhimmel mit blassem Schein übergoßen ward. . . .

Selig, wer sich vor der Welt,  
ohne Haß verschließt,  
einen Freund am Busen hält  
und mit dem genießt,  
was von Menschen nicht gewußt  
oder nicht bedacht  
durch das Labyrinth der Brust  
wandelt in der Nacht!

Ewiges Lied der jungen Freundesliebe, du klingst versöhnend und verklärend herein in die Zeit, in der der Abend sinkt über ein Leben des schweren heißen Tages. . . .

## Mar Bittrich / Die Rosen des Notars Meier

Notar a. D. Wendelin Meier schlürfte in Hausschuhen durch die Gänge des Altersheims, des Rudolfstifts. Er hatte im Mittelbau des weit ausgedehnten Stifts dem bettlägerigen Studienrat Springer einen langen Morgenbesuch abgeleistet. Nun, von irdischer Vergänglichkeit bedrückt, begab er sich nach seinem Zimmer zurück. Von der Küche aus liefen bereits die weißbeschrzten dienstbaren Geister mit dem Essen durch den Bau. Notar a. D. Meier beschleunigte die Schritte; er liebte heiße Suppen. Durch die geöffnete Tür seiner Klausur vernahm er Tellergeräusche. Noch bevor er eintrat, rief er: „Da komme ich gerade recht!“ und ehe er einen Menschen sah, rebete er die Bedienung an: „Was haben Sie mir Leckeres aufgetafelt, Anna?“

„Der Herr darf lachen, findet eine Überraschung!“

Jetzt überblickte er seinen Wohnraum und war verduht. Denn Anna ordnete Schüssel und Teller um einen Strauß köstlicher, halb erblühter gelber Rosen.

„Soviel ich weiß, feiern Sie heute nicht Geburtstag, Herr Notar?“

„Ich? Nein.“

„Was ist sonst mit Ihnen los?“

„Nicht, daß ich wüßte! Aber möchten Sie mir erklären, was das bedeutet, diese herrlichen Rosen?“

„Die zehn schönsten sicher, die jemand für Sie finden konnte. Dieser Jemand allein wird wissen, was sie Ihnen sagen sollen. Ei, ei, Herr Notar!“ erlaubte sich Anna zu scherzen.

„Dürfte ich erfahren, welchen Namen der Jemand trägt?“

„Was weiß ich! Ein fremder Gärtnerbursch hat beim Pförtner nach Ihnen gefragt, die Rosen mit der Auskunft hinterlassen, Sie wüßten schon, woher das Geschenk stamme. Ei, ei, der Herr Notar hat Geheimnisse. . . .“

„Ach du lieber Himmel! Ich mit meinem weißen Schädel! Ein Rätsel, diese Geschichte!“ Dabei beugte er sich über den Suppenteller.



teller, als und betrachtete doch den unverhofften dustenden Gruß, auch als er zum Sauerbraten griff.

Rosen für ihn? Seit wieviel Jahren hat er auf solche Spenden verzichtet gelernt? Wer dachte heute an ihn? Der Pförtner blieb außerstande, die gesuchte Fährte zu zeigen. Ein unbekannter Bote, zu welcher Gärtnerei gehörte er?

Nun denn: das Geschenk beglückte den alten Notar, wärmte das Herz. Er näherte die Nase oft dem Strauß, beängelte die Blumen genau und fand in jeder einzelnen die Vollkommenheit, mit der ein gültiger Himmel die Erde grüßte. Als habe er zum Mittagmahl ein Fläschchen edelsten Weines getrunken, so angeregt fühlte er sich. Anders als sonst guckte er durch das Fenster in die sonnige Welt.

Wieviel Freude, so dachte er sich, kann ein Mensch dem andern bereiten! Zehn Rosen, von lieber Hand dargebracht, und das Dasein ist lieblicher als sonst. Die Grillen sind entwichen.

Man sollte . . . was denn? . . . öfter Ziel solcher Rosen sein. Doch war man denn selbst Freudenbringer? Tat die eigene Rechte, was man von der fremden ersehnte?

Wie, wenn man einen Teil, die Hälfte der prangenden Gabe weiterreichte, ohne jede Spekulation, gleichfalls als ungenannter Unbekannter?

Ein guter Einfall! sagte sich Notar a. D. Meier. Freude haben und Freude bereiten — das sollte heute die Lösung sein. Statt zehn Rosen tatens auch fünf hier im Zimmer. Die andern fünf konnten ebenso vielen Menschen eine liebe Stunde bereiten. Und den Lohn empfing man sofort aus fragenden, staunenden, fröhlichen Augen.

Frisch ans Werk! Die Hausschuhe flogen in die Ecke. Zum Ausgang bereit machen! Bald stiefelt Herr Wendelin Meier mit fünf Rosen über die Straße und kommt sich ein bißchen komisch dabei vor. Schaut nicht die halbe Stadt auf ihn und nennt ihn eine verdrehte Nudel? Wie steif trägt er die Blumen spazieren! Keine leichte Aufgabe, so etwas! Wie hält man sie am natürlichsten? Er hätte vorher nie geglaubt, wie schwer es war, Rosen unauffällig zu befördern.

Wer lief ihm jetzt als erster entgegen? Gerade so ein etwas verschrumpter, gebeugter weißbärtiger Erdenbürger, das Gegenstück des Herrn Notars.

Solla, halt! Herr Meier steuerte schnurstracks auf den andern zu, auf ein verbrauchtes lebendes Maschinchen, das die Hände fortwährend auf- und zuklappte, ohne etwas zu geben oder zu nehmen.

Der Notar ergriff eine Rose: „Darf ich bitten?“

„Mir?“ zitterte der Mund des Ueberraschten, während die unruhige Hand die Rose nahm. „Wieso mir? Kennen Sie mich?“

„Freilich!“ schwindelte der Geber, und seine Augenlein lachten. Welch lebenswürdiger Schwerenöter war er! „Ich meine“, äußerte er, „wir beide könnten Brüder sein. Schönheiten und Nengste des Lebens waren beiden von uns besichert. Mancherlei haben wir gemeinsam.“

„Allerdings, so betrachtet!“

„Nun entschuldigen Sie schon; ich muß meinen Weg fortsetzen. Auf Wiedersehen!“

„Dank! Dank!“

Zwei Glückliche trennten sich.

Straffer als sonst stapfte der Beschenkte davon; sichernd entfernte sich der Notar: „War der Alte verwundert! Jetzt mag er unsrer Bruderschaft nachsinnen! — Ah: neue Begegnung! Diesmal ein kleiner Mann —“

Er pflanzte sich vor einen Schüler auf: „Guten Tag!“

Der junge Mensch zog verblüfft seine Mütze, während der Notar eine Rose zückte, den langen Stiel mit Schwung zwischen Mütze und Hand schmuggelte: „Als Prämie —“

„Wofür?“

„Für große Taten, die ein so gesundes junges Herrchen einst vollbringen wird. Oder täusche ich mich?“

„Wer will das sagen! Ich kann höchstens versuchen —“

— zu großen Taten zu gelangen. Schon dieser Versuch ist lobenswert. Also voran! Mit dieser Rose haben Sie Verpflichtungen für Ihre Zukunft übernommen.“

„Ich will mir Mühe geben.“

„Genügt. Wiedersehen!“

Der Schüler drehte die Blüte zwischen den Fingern, hielt sie an die Nase, dachte: „Ein puziges Huhn, dieser Herr!“ und bemerkte an der Strakencke bereits die erwartete Milli Wölfer, seinen Schwarm. Sogleich legte er die Hand mit der Rose auf den Rücken, eilte zu Milli, reichte ihr die feine Gabe.

„Zeitgen und Wunder!“ rief Milli. „Du kaufst mir Rosen, schon im Frühling? Was ist in dich gefahren?“

„Der Drang zu großen Taten, in denen Milli eine Rolle spielen soll. Wir beide . . .“

„. . . wollen uns lieber von der offenen Straße entfernen, falls du den berühmten Antefall planst, liebes Jungchen.“

„Milli, du spottest!“

„Niemals. Aber augenblicklich wollen wir besser auf Zeugen unserer ruhmreichen Zukunftspläne verzichten.“

Sie legte ihm den Arm leicht auf die Schulter, lenkte ihn in den Stadtpark.

Notar a. D. Meier weifte vor einer älteren Dame, die den hurtig heranahenden Herrn ängstlich geprüft hatte. Er bot abermals eine Rose an; „Gnädige Frau kommen mir wie gerufen. Darf ich bitten?“

Sie stammelte einige Worte, glaubte an einen offenkundigen Irrtum, der dem Herrn unterlaufe.

„Verzeihung“, warf der Notar ein, „auf meiner Seite liegt keine Verwechslung vor. Sollte gnädiger Frau eine so prachtvolle Rose gleichgültig sein?“

„Das wohl nicht.“

„Somit bin ich an richtiger Stelle. Schönen Tag!“ wünschte er, zog tief den Hut und verfolgte sibel seinen Weg weiter, bis ein lustiges Mädchen an ihm vorüberhuschen wollte — hübsch, sauber, wie aus dem Ei gepellt.

„Verehrteste“, ging der Notar fest auf sein Ziel los. „Sie soll ich grüßen und Ihnen die Rose übermitteln.“

„Nein“, wehrte sie ab, färbte jedoch den Ton ihres Widerspruchs so weich, daß mehr Frage als Abwehr in dem Wort lag. „Doch, doch! Gerade Sie soll diese Rose erreichen. Sie werden sich denken können, wer sie Ihnen schickt.“

„Hat er? Wirklich?“ Ueber die Wangen flog verräterisches Rot.

„Selbstverständlich ist dieser Er mein Auftraggeber. Der Dank gebührt mithin ihm allein. Sie werden ihn eher treffen als ich.“

„Heißen Dank!“

Sie entschwebte, und der Notar redete gleich darauf ein Kind an, das sich vor dem Garten mit der Puppe erging.

„Wohin Kleines?“ forschte er.

„Zu meiner Mama. Ich bin ihr Kind, und hier ist mein Kleines!“ stellte sie die Puppe vor.

Jetzt wurde Notar a. D. Meier fed: „Bringe deiner Mama diese Blume und bestelle ihr, die schöne Rose gehöre der liebsten Mama unter Sonne, Mond und Sternen. Wirst du die Worte behalten? Was richtest du aus?“

„Die schönste Mama gehöre zur liebsten Rose.“

„Vorzüglich!“

Das Kind sprang in den Garten; der Notar brachte sich glücklich außer Schweiß.

Zu Hause angelangt, betrachtete er die übrigen fünf Rosen und freute sich seiner Heldentaten, ließ einige Heldinnen längst vergangener Liebesfahrten vorübergleiten. Sollte eine dieser Heldinnen neuerdings ausgetaucht sein, hinter der verspäteten Huldigung stecken?

Er dachte joesen an die lockige Gabriele in Darmstadt, die ihn mit ihren Mäusesähnen so gern in die damals glattere Wange gebissen hatte. Da meldete sich Anna, die Bedienung: „Verzeihung, Herr Notar — in Ihrer Abwesenheit war der Gärtner nochmals hier: schönen Gruß und der Strauß gehöre nicht dem Herrn Notar, sondern Herrn Kanzleidirektor Mayer im linken Flügel des Rudolfstifts.“

Jetzt war Herr Wendelin Meier überraschter als die andern Roseneinhaber des Tages.

Er starrte Anna an wie eine Erscheinung aus anderer Welt, die Mundwinkel zuckten, und dann brach er in das herzlichste Lachen aus, das je gegen die Wände des Zimmers geprallt war.

„Ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet!“

„Was soll nun geschehen?“ erkundigte sich Anna.

„Die Rosen haben zum großen Teil den Besitzer gewechselt, verehrtestes Fräulein Anna. Warum sollten gerade Sie leer ausgehen?“ Und er steckte auch Anna eine der prächtigen Blumen an und drückte ihr drei weitere in die Hand: „Diese drei bringen Sie meinem Freund Studienrat Springer und sagen ihm, ich alles Kamel gedanke in Liebe des nicht minder klugen erkrankten Freundes und lasse gute Besserung wünschen. Der Gärtner aber teilen Sie schleunigst mit, dem Kanzleidirektor Mayer seien auf meine Kosten sofort Ersahrosen aus dem Gewächshaus zu liefern. Laufen Sie! Keine in die Hand! Vorwärts! Bei der letzten der zehn Rosen möchte ich ein Stündchen allein weilen, um der verdrehten Welt eine verschwiegene Liebeserklärung zu verlesen. Auf was warten Sie? Meinen Sie etwa, Sie selbst kriegen ein Teilschen dieser Liebeserklärung ab?“

Anna entwich kichernd. Notar a. D. Wendelin Meier freute sich so, daß das Sofa mit ihm wackelte.